nfang acht Seiten

Einzelbezug: 10 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5
Fernsprecher Amt Wilmersdorf 3524 / Anzeigen-Annahme und
Geschäftsstelle: Berlin W 35, Potsdamerstr. 111 / Amt VI 3444

Herausgeber und Schriftleiter:
HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark / Jahresbezug 5,00 Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

ıHRGANG 1910 BERLIN/DONNERSTAG DEN 13. OKTOBER 1910/WIEN NUMMER 33

er Leser

...n Otto Soyka

Charakteristisch für das moderne Leben ist die ...chflut der Literatur, die sich sofort in jede Bahn ...gießt, die dieses Leben gebrochen hat. Dem ...tomobil folgen augenblicklich Automobildrama ...d Automobilhumoreske. Kaum ein Markt der ...elt wird so prompt bedient wie der literarische; ...gends sonst sind die Produzenten von so eifer...ler Beflissenheit, jede Möglichkeit der Nachfrage ... erraten, und jedem Wunsche zuvorzukommen. ...rch das Uebermaß von Literatur, das heute zu ...bote steht, haben sich eigentümliche Erschei...ngen in der Psychologie des Lesers herausge...det. Es entstand der Buchmensch, der sich und ...ne Ansätze von Persönlichkeit der Literatur hin...) und zufrieden ist, sein Leben nach vorge...ucktem Text nachzuleben. Es entstand der ...sitzergreifende Leser, der auf alles Literarische, ...rsonen, Stil und Inhalt, einfach Beschlag legt ...d sie als Nutzartikel in bezug auf seine Persön...keit betrachtet und beurteilt. Literatur ist ein ...genstand, den er wie jeden anderen bezahlt; ...danken und Anschauungen sind Waren, die an ...er Straßenecke feilgeboten werden. Der Autor, ... den er sich entscheidet, ist ihm eine Art Mode...ff, mit dem er sich nach Gutdünken drapieren ...l. Er wählt ihn so, daß er zu seiner Krawatte ...ßt, und präzisiert damit den Gegensatz zu seinen ...werblütigeren Mitmenschen. Sie tragen zeit...ens Krawatten, die in Form und Farbe den ...danken ihrer Hauptlektüre entsprechen.

Das Anprobieren fremder Meinungen und Ge...ıken geschieht mit jener Sorgfalt, auf die eine ...uptfrage der geistigen Toilette Anspruch hat. ...etzsche kleidet jugendlich und ist schon zu sehr ...er den Leuten, Schopenhauer hat Unbequem...keiten. Aehnliche Erwägungen sind bestim...nd. Die Weltanschauung, die man wünscht, soll ... eigenen Lebensführung angepaßt und vor allem ...korativ sein. In der schönen Literatur sprechen ...h soziale Stellung und politische Meinung des ...tors ein gewichtiges Wörtchen mit. Man müßte ...n hüten, auf das bloße Gefallen an ihren Werken ..., Gorki oder gar Zola zum Lieblingsautor zu ...nen. Daß man weiterhin für sein Geld auch ...klichen literarischen Wert, etwas Unerhörtes an ...ist und Gedankentiefe verlangen kann, ist selbst...ständlich. Die Geistesblitze der größten Denker sind gerade gut genug, um eine Woche lang ein kleines Gesprächsfeuerwerk bei Ball und Soiree zu unterhalten. Ich kannte jemand, der einen ungeheuren Verbrauch an Autoren hatte. Er war stets aufs höchste für einen Schriftsteller begeistert und pries ihn solange über alles, bis er einen Nachfolger an seine Stelle setzte. Dann existierte der erste nicht mehr für ihn. So verehrte er sich zweimal durch die ganze Literatur des In- und Auslandes hin und zurück. Einmal, als er von einem sehr Modernen auf Kosten aller anderen schwärmte, erinnerte ich ihn daran, daß er Jean Paul herrlich und erhaben gefunden habe. „Nun ja", antwortete er, „weiter ist der aber auch gar nichts."

Daß Kinder mit den philosophischen Gedanken spielen wie mit Puppen, daß Aphorismen der besten Geister als Gesprächsaufputz für sehr junge Leute zu dienen haben, daß Goethe und Shakespeare als Teegespräch zum Gebäck serviert werden, das sind Errungenschaften von sehr zweifelhaftem Wert. Es sind Symptome einer naiven Respektlosigkeit vor dem Genie, die auch anderwärts an der Tagesordnung ist. Die Druckerpresse hat das Reich des Geistes auch den Unberufensten zugänglich gemacht. Und mit wackerem Eifer schreiten Hinz und Kunz an die Demokratisierung dieses Reiches, möchten am liebsten Meter und Kilogramm, die sie von ihrer täglichen Beschäftigung her schätzen, auch als Masse für Geistesprodukte einführen. Es sieht sich an wie eine Revolution der Armen am Geiste gegen die Geistesaristokratie.

Der Leser fühlt sich als Konsument und Auftraggeber und will bedient sein. Gegen den Autor hat er zweierlei Stellung; entweder er lehnt ihn als nicht konvenierend ab, oder er kleidet ihn und seine Ideen in die Livree des eigenen Hauses, indem er ihn zu seinem Dichter, Denker und Erzähler ernennt. Das sind die Folgen einer literarischen Ueberproduktion, die mit ihren Erzeugnissen die Tagesblätter füllt und jedem Geschmack, jeder Partei nach Wunsch ihre Ware ins Haus liefert.

Wie die Dinge heute stehen, bedarf das Publikum des Schutzes gegen eine Talmiliteratur, die sich reisefertig auf jedes Geschehnis des Lebens legt, die Phantasie belastet, den Menschen lebensfremd macht; aber zu schützen sind auch die literarischen Schätze gegen ein Publikum, das gewöhnt wurde, in der Literatur einen Kramladen zu sehen, in dem der Kunde Befehle erteilt.

Zweifellos sind es Erscheinungen im literarischen Betriebe von heute, die an der Urteilsverwirrung Schuld tragen. Außer dem Uebereifer literarischer Handlanger schädigen vielfach Buchkritiker und Bearbeiter die Literatur. Gerade die Buchkritik liegt häufig in den Händen von Dilettanten. Mit Rezensionen beginnt der Literat die Mitarbeit an der Zeitung. Sie werden als Stilproben aufgefaßt, aus denen sich die Befähigung zum Sonntagsplauderer oder Lokalredakteur ergeben soll. Alle Schäden, die aus Urteilslosigkeit und Unreife erwachsen müssen, fließen in die Spalten der Buchreferate. Hier ist das Dorado der Stilblüten, hier stehen mehr apodiktische Urteile in zwanzig Zeilen als in ebensovielen Leitartikeln. Und doch bedarf es gerade hier der Urteilsfähigkeit eines Mannes von Wissen und Können, um in einer Arbeit das Gewollte zu erkennen, das Erreichte zu würdigen und kritisch einzuordnen. Wer über andere urteilen will, soll nicht erst nach sich selber suchen müssen. Das ist eine Selbstverständlichkeit. Und dem jüngsten Gymnasiasten, der bei Pierson Gedichte verlegt, tritt der Rezensent zu nah, der eben im Begriff ist, dasselbe zu tun. Aber auch jener Buchkritiker, der seiner Aufgabe gewachsen ist, sollte nie des minder einsichtigen Lesers vergessen. Man kann Lichtenberg tadeln und den neusten Salonplauderer loben, und beides mit Recht. Aber der Leser muß erinnert werden, daß in beiden Fällen ein anderer Maßstab im Gebrauch war, und an dem Maße Lichtenbergs gemessen, der Salonplauderer über Lob und Tadel erhaben ist, weil er einfach verschwindet. Man bedauert oft, daß eine richtige Darstellung literarischer Größen jenen Vermerk vermissen läßt; der am Rande der Landkarte so instruktiv wirkt. Maßstab: Eins zu tausend. Es wird kaum verantwortungsloser und unreifer über Literatur gesprochen, als über Literatur geschrieben wird.

Zur Bearbeitung wertvoller Werke sollte ein Befähigungsnachweis erforderlich sein. Es sollte nicht jeder ohne weiteres Hand anlegen dürfen. Monumente des Geistes hätten zumindest jenen Schutz zu genießen, der solchen aus Marmor zuteil wird. Eine Statue dürfte niemand ungestraft besudeln, aber — um ein krasses Beispiel zu nennen — die Werke Platos können in der gelesensten deutschen Ausgabe (Universalbibliothek)mit Anmerkungen eines Herausgebers erscheinen, die auf den Ton einer Gassenschenke abgestimmt sind. Oder ein spekulanter Verlag veranstaltet Jugendausgaben von Kiplings Dschungelbuch, den Schriften Dickens, bedeckt sie mit seinen Reklamezetteln, und niemand fragt, mit welchem Recht hier etwas für die „Jugend" „bearbeitet" wird, das von hochbegabten Menschen für die Jugend g e s c h r i e b e n wurde. Jedem Unberufenen ist in der Werkstatt fremden Geistes die Mitarbeit gestattet, und vergeblich wünscht man Stachelzäune auch um Geistesmonumente.

Aus literarischer Sphäre selbst müßte der Anstoß zur Aenderung dieser Verhältnisse kommen. Urteile in literarischen Dingen dürfen in der Oeffentlichkeit nicht mehr mit Namen gezeichnet werden, die bedeutungslos sind. Eine Erziehung zum Leser soll von der Kritik ausgehen; denn der Leser ist es, der heute fehlt. Er muß von dem Beschauer eines Kunstwerkes lernen, Distanz zu halten. Er darf sich nicht widerstandslos zu eigen geben, und darf nicht plump Besitz ergreifen wollen, darf Literatur nicht als Gebieterin und nicht als Stubenmagd behandeln. Kritiker und Bearbeiter sind heute nur zu oft schuld daran, daß dies geschieht. Der Kritiker vor allem muß sich bewußt werden, daß seine Aufgabe nicht im Loben oder Verhöhnen be-

steht, als in der richtigen Einordnung einer Schöpfung in die literarische Wertreihe, oder in der motivierten Ausscheidung aus ihr. Das bedeutet die Trennung der Literatur von den Marktartikeln der Lektüre, die zur Befriedigung des rein mechanischen Lesebedürfnisses erzeugt werden. Die reinliche Scheidung wird es möglich machen, auch in weiterem Kreise Leser zu schaffen; wirkliche Leser, denen die Lektüre nicht ein Genußmittel oder eine Leihanstalt für Phrasen und „moderne" Ansichten bedeutet. Leser, die ein Verhältnis zum Gedanken- und Kunst-Wert eines Werkes zu gewinnen suchen.

Das Mysterium Jesu

Von Peter Hille

Aus dem Nachlass

Heimsuchung

Und es treibt zum Weibe das Weib, die Hoffende zur Hoffenden. Nun entsinnt sich Maria stärker ihrer Base Elisabeth, und daß auch diese gebären soll. Die gottesfürchtige, glaubenskräftige, lebhaft-tüchtige Base, und der würdige stille Priester — ein Heimweh erfaßt sie nach beiden, ein Schwesternzug des gebärenden Geschlechts zum Austausch von Freude und Rat.

Ihr ist's, als ginge sie gebotene Wege, wandle im Geiste, vorbildlich im Gehorsam die steinigen Pfade.

Und da sie schon das schlichte Haus sieht im Landstädchen unter dem kläftigen Hügel dicht neben dem bescheidenen Tempel, den der Ort vermochte, und in dem sie doch immer so gern gebetet hatte, bei ihren früheren Besuchen, demütig, ehrfürchtig, daß sie ja ihn nicht verachte, da sie seit Kindsgedenken an der Stätte höchster Gottespracht geweilt, tritt auch die Base heraus, bedacht die Augen. Denn mit der über die Randhöhen ins Tal tretenden Sonne kam Maria, die schon mit den Sternen sich erhoben hatte, zu ihrer Wanderschaft. Nun hat sie die Base erkannt. Hurtig regen sich ihre Schritte. Gastfreude verjüngt das Alter.

„Wie geschieht mir die Ehre und Freude, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt?"

Maria staunt, daß jene schon weiß.

Die Base deutet: „Da du dich nahetest, hüpfte das Kind in meinem Leibe. Aber, was versäum ich mich."

Nun wird der liebe Gast hereingeholt, zum Sessel geleitet, und darf sich nicht regen, und wird ihm aufgetragen Honig und Milch und Brot. Während der sanft umsorgenden Erholung, die so wohltut nach langer Wanderung in Sinn und Seele, kommt auch Zacharias, der Silberbärtige, aus seinem heiligen Dienste. Er ist schon eingetreten in die Ehrwürdigkeit des Alters, und als auch er, nicht sogleich, die Segenskunde erfährt — Frauen bewahren das eigen Innerliche gern für sich selbst — vermag er nur ernst zu schweigen.

Er zweifelt und jubelt nicht, er will sich in das Neue nicht mehr finden.

Das kommt nach ihm.

Es sind die Tage der Seele, und die weisen die Welt auf das Weib!

Epiphanias

Nicht nur Irrwische locken, nicht nur das Verkehrte ruft. Ein rufender Stern, ein Zeichenstern, keine fernleuchtende Lebenssonne: ein Licht der Geistigkeit ist dem innern Auge der geweihten Forscher des königlichen Ostens aufgegangen. Im Westen steht er und deutet Gefahr und große Ferne. Des Geisterkönigs Ruf ist ihnen genug, sie, sie die stolzen Herrscher forschen draußen wie wegesfremde Wanderer. Abenteuern werden sie gleich in Heiligkeit. In Sterneneinsamkeit, die ernsten Augen oben — taucht er wieder auf, der Stern? — ziehn sie weiter, Nacht für Nacht. Zweifelnd wie einer großen Narrheit schuldig, und haltlos. Jerusalem, die Hauptstadt, weiß nichts von diesem König. So gewinnen sie wieder das Tor und die vertraute Nacht, da zeigt Melchior nach oben. Die Beiden nicken. So hell ist der Stern, daß jedes Steinchen klar wird und kein Fehltritt der Kamele ihnen Schaden trägt. Kein Zaudern mehr!

Da — der nicht hoch leisziehende Stern ist in Festigkeit eingelaufen. Starr steht er. Sie sehn sich um — nichts! Ja da: ein kleiner Stall! Haben sie nicht husten hören? Da kommen Hirten an ihnen vorüber. Vor dem Stall knien sie. Sonderbar! Der Dolmetsch fragt. Mit leiser Stimme, wie eine seltsame Sache mitgeteilt wird, kommt die Antwort zurück:

„Die Hirten beten den neugebornen König der Juden an." Hier? So ärmlich? Der große Geisterkönig? Die Magier sehen sich an. Im Licht auf allen Stirnen verständigt schreiten sie hinzu. Allmachternst in fragenden Aeuglein. Zarte Gebärden in weltschaffenden Händchen. Schon knieen sie. Vor ihnen wachen wie um ein heiliges Wunder die heiligen Eltern. Die reinste Mutter, der edelste Bräutigam, und wehren nicht, wen immer sein heiliger Wille treibt zur Verehrung. Sie wissen: dieses Kind gehört der Welt — sie dürfen's nicht abschließen, und haben den Schandenschein untreuer Begehrlichkeit und schwachmütiger Duldung auf sich genommen.

Wie eine nächtliche Erscheinung sind verschwunden die Könige. Der Königsknabe, wie oft nicht gedachten sie seiner. Aber er leidet Erlösung; so müssen die starken Verehrer ihren Gott der Verachtung und blutiger Erbitterung überlassen.

Eines Abends fanden die Hirten den Stall der Gottheit leer. Als aber das Reich der Allmacht in die Söhne des Elends zog, da erinnerten die davon Ueberlebenden sich des Ueberlebten, und sie verließen ihre Heere wieder.

Diesmal aber nicht für Stunden, einige sogar für immer.

Andeutung

Johannes, das gesunde, sehnig gebaute Knäblein der ältlichen Eltern, ist des göttlichen Kindes Spielgefährte, behütend und hilfreich. Er war still auch im Freien mit seinem göttlichen Verwandten. Und sah aus, als sänne er fortwährend über etwas nach. Nur ein Wunsch, ein Auftrag, leise Anregung seines himmlischen Gespielen rief ihn unverweilt auf die Erde zurück.

So wuchsen die Knaben auf. Bald weilte der junge Jesus einige Tage bei den Eltern des Johannes, mehr aber noch kam der Priestersohn hinüber in die fromme, sanfte, arbeitsernste, liebesholde Hütte von Nazaret. Da gingen sie beide dem Zimmermann mit Hobel zur Hand, trugen Hammer und Nägel, oder füllten für Mutter Maria den Krug am Brunnen. So verging die Zeit.

Da rief die Knaben, die zwölf Jahre alt geworden waren, die Tempelpflicht. In langen, vollschönen Gruppen wandelt es zur duftkeimenden Frühlingszeit, da der Feigenbaum seine wachstumtüchtigen Knospen ansetzte, hinauf gen Jerusalem.

Es gemahnte an den Weg der Menschheit zur Vollendung, wie so ein Zug den heiligen Pforten sich näherte, dann nach größerem Zwischenraum ein zweiter folgte und doch noch immer neu es auftauchte fern dahinten am Rande der Hochebene, drauf die Königin der Städte thronte, eine tröstende Hochburg der sehnenden Mühsal.

Bei dieser entfalteten großen Volksfamilie fand und erneuerte sich die entlegene Verwandtschaft. Hier zuerst bekamen einander zu sehen, die so viel voneinander geredet hatten, hier umarmten sich Angehörige mit der großen herzlich breiten Würde östlicher Stammesfreude.

Besonders aber die Kinder, die Onkelfrohen, die gerade im Fremden festtätigtrautes findenden Kinder verschwinden in den Falten dieser nun mitsammenziehenden Blutsfreundschaft.

So suchte man auch nicht, als man am ersten Tage nach der Heimkehr von den Tagen des Festes die beiden Knaben vermißte: sie werden mit Jehuda, Zabulon oder Manasse gegangen sein. Gelegentlich fragte man: „Jesus und Johannes sind wohl bei Euch?" Nein, das sind sie nicht, man weiß nichts von ihnen. Schon wächst die Sorge. Als endlich alle erdenklichen Erkundigungen eingezogen sind, kehrt Josef zurück zu der im Rathause, da die andern schon weiter gegangen sind, verbliebenen Mutter. Aengstlich sieht sie auf den Eintretenden, er vermag nur mit dem Haupte zu schütteln. Sofort erhebt sich die Mutter und geht auf die Tür zu. „Wohin?" „Zurück nach Jerusalem", die kaum vernehmliche Antwort. „Du nach Jerusalem? Unmöglich! Du wirst unterwegs liegen bleiben! Du kannst kaum weiter. Bedenk, es sind fast drei Tagereisen auf rauh bergansteigender Straße. Bleib solang hier, ich werde mich beeilen, in fünf Tagen bin ich wieder zurück." „Nein, Josef, ich gehe mit dir. Eine Mutter, der ihr Kind abhanden gekommen ist, hat keine Ruhe, Josef, sie würde umkommen, wenn sie allein bliebe und harrte. Und Josef, beflissen voll sorgender Pflicht, dachte an die gleich jähe, gleich angstvoll trübe Reise nach Egypten. Er versuchte mit dem geringen Reste des Reisegeldes einen Esel zu mieten, aber seine Bemühungen waren und blieben vergeblich, soviel er ihrer auch anwandte, und sich nicht genug tun konnte darin, bis die Mutter ihn antrieb, ihre Gemächlichkeit dem verschwundenen Kinde zu opfern. Aber die angstgejagte Mutter kannte nicht Erschöpfung noch Ermüdung. Kaum daß Josef selbst Schritt halten konnte mit dem eilenden Weibe. Schon am Mittag des zweiten Tages stiegen die Kuppeln der Jehovastadt in den spähenden Blick, und spät in der Nacht noch klopften sie an das Tor. Das flehentliche Bitten der Mutter rief endlich den Wächter an die Riegel. „Mein Kind. Wir wissen nicht, wo es ist! Es ist nicht mit uns, noch mit anderen aus unserer Kundschaft heim. Es muß hier verblieben sein." „Heut ist es zu spät. Morgen in aller Frühe wird das Tor wieder geöffnet. Wo wollt ihr noch hin?"

„Um der Barmherzigkeit Gottes willen, bei den Knien deiner Mutter, Mann, wir haben die drei Tagereisen in zwei Tagen wieder zurückgetan, da wir der Heimat schon nahe waren, und nun, nun sollen wir vor den Toren stehen und auf den Riegel harren, während unser Sohn, der uns muß verloren haben im Gedränge, die Straßen durchrennt, und sucht, nach uns ruft und verschmachtet!"

Der Torwart stand noch einen Augenblick, ging dann fort, Licht fiel durch die Spalte, und man hörte einen schweren Schlüssel mühsam ungeschickt in den Irrgängen des Schlosses tasten. Dann wich in geschlängeltem Rückzuge ein vorgedrängter Riegel, hochaufatmend standen die Erschöpften in der Torhalle. „Halt, ihr Leutchen", redet der bärtige Wärter die Voreilenden an, „so geht es denn doch nicht. Erst muß ich euren Namen wissen. Habt ihr einen Schein?" Josef wickelt den Beglaubigungsbrief der Obrigkeit von Nazaret sorgfältig auseinander und reicht das Schriftstück hin. „Sieh, da steht auch euer Sohn. Ist es der, den ihr sucht?" „Ja", antwortet Maria, erwartendrege, Josef aber nicht, sein aufmerksamer Blick trat heraus aus der Gelassenheit dieser Geberde. „Dann wird es der sein. Ich will euch einen Rat geben. Geht in die Herberge, genießt etwas und schlaft erst, ich sehe, ihr könnt euch nicht auf den Füßen halten. Morgen um die dritte Stunde wird der Tempel für das Volk geöffnet, geht hinein alsdann und seht, daß ihr bis zum Sitze der Schriftgelehrten vorgelassen werdet. Dort mitten unter ihnen sitzt ein Knabe von etwa zwölf Jahren. Der beantwortet ihre schwierigsten Fragen und legt ihnen derart schwere vor, daß auch die Weisesten oft verstummen. Die ganze Stadt spricht davon. Von Jesu, Ben Josef. Dem Namen nach könnt es euer Sohn wohl sein. Er soll ungewöhnlich helle Augen haben und langes in der Mitte gescheiteltes Haar, und an hat er bräunliches Gewand." „Er ist es, es ist unser Jesus, unser göttliches Kind!" sank Maria Josef in die Arme. „Uns solche Sorge zu machen!" bemerkte ernst der abwägende Mann, während er leise die Hände von den Schultern seines Weibes tat. „Doch sein göttlicher Vater mag es ihm eingegeben haben", fügt er, seinen Tadel wieder auflösend hinzu.

„Nein, es ist nicht recht, er hätte es sagen können — ich möchte nicht noch einmal solche Angst erleben. Und doch — ergeben faltet die Schmerzensmutter ihre außer den Arbeitsschwielen an den Innenseiten der Finger zartbleichen Hände. „Doch nun komm, laß uns gehn, du bist so müde." Und zärtlich, aber mehr gütig als anschmiegend, streichelt sie ihrem Gemahl die eingesunkene Wange des selbstlos Besorgten. „Also morgen früh. O, du Blume meines Herzens, daß du nicht verloren bist — nimm Dank, himmlischer Vater, daß du das Tor meines Herzens mir behütet hast!" Am andern Morgen, schon lange vor der Zeit, ehe die Pforte des Tempels dem Volke sich aufschloß, standen die nun nicht mehr bekümmerten, aber wie auf den Zehen ihrer Seele Erwartenden, dicht am äußeren Eingang. Jeden Versuch der ungeduldig rücksichtslosen Menge, die unscheinbaren Fremdlinge zu verdrängen, wies Josef schlicht und fest mit voller Behauptung seiner Widerstandskraft



Menschenköpfe / Zeichnungen von Oskar Kokoschka

V / Alfred Kerr

zurück und schirmte so den Platz der göttlichen Mutter. Und als sie mit aller Ehrerbietung und zagender Haltung, doch etwas scheu und eifrig, bis an die Grenzen des Verstatteten und des vorbehaltenen Raums angelangt waren, da sahen sie bisweilen das Haupt des Knaben und hörten seine helle Stimme schön und deutlich etwas erklären, dann aber mit gemäßigter, doch großer erwachsenernster Gebärde erhob er mit sachlich unbefangenem Nachdruck seine Fragen, und oft war die Antwort Schweigen oder unsicheres Hasten.

Der junge Meister

Im Tempelgebäude ist ein langer Zug um die Pfeiler rechter Hand aufgestellt vom Allerheiligsten. Ein langer Zug. — Die hören und reden mit zusammengebohrten Brauen und schmettern mit einer gellen kriegführenden Stimme, die nimmer in diese Stätte des Friedens paßt. Diese Stimme erinnert zu sehr ans vermietete Forum, behende und weltlich wie sie ist. Aber zwischen ihnen, diesen Raubtieren der Satzung, unter der sie das Gesetz begraben, keimt ein Knabe, ein schlanker, schon edelhoch gediehener Knabe. In seinen Gebärden wohnt noch Anmut, noch die Spielfreude der Kindheit, holdselige. Ein Lippenpaar, milde, leisrot, freundlich, zweifelt lächelnd bei den großen Reden, dem dann einer sanftwarmen Schwelle der Weisheit Entgegnungen entleuchten. „Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!" sagt unser König. Aber ihr habt keinen Odem. Eure Werke sind Gespenster, sind gleich den Zuckungen des Bewußtlosen auf der Straße, der Schaum vor seinen Nüstern führt. Aber nur der Willen meines Vaters, der im Himmel ist, nur euer Hineinlegen in ihn kann sich zu Werken der Liebe erwärmen, zu heilsamen und kraftführenden Werken entbundener Stärke. Ihr seid blind wie Maulwürfe und doch habt ihr Augen. Lichtreif aber müssen sie werden, und gleich dem feuerweißen Auge der Lilie das reine Licht der Sonne begrüßend."

Das war fremde Sprache in diesen Hallen, gottesernste Tempelruhe, unverstanden. Noch war kein Lichtauge reif für Geist und Ewigkeit.

Akazia

Eine kleine Höllengeschichte

Von Thaddäus Rittner

1

Ich versprach ihr hundert Mark, wenn sie schweigt. Sie wollte nicht schweigen. Ich bot ihr fünfhundert an. Sie wollte nicht. Ich ging bis vierundfünfzigtausend. Es kostete mich ja gar nichts. Aber es nützte mir auch nichts —

Sie wollte nicht.

„Wärst du mit Geld versehen, so hättest du mich nicht zu vergewaltigen brauchen", bemerkte sie ganz richtig.

Ich entschloß mich, mit zitternder Stimme zu sagen:

„Erbarme dich..."

Aber es war zu wenig Rührung darin. Es kam nicht heraus.

Darauf ging ich zur Tür und sperrte sie ab; dann zum Schreibtisch, öffnete die Lade und nahm den Revolver heraus.

„Du wirst dieses Zimmer nicht mehr verlassen", sagte ich (stehend) und zielte auf sie mit ausgestrecktem Arm.

„Hm", lachte sie achselzuckend.

Dann fragte sie:

„Wie lang bist du schon hier?"

„Drei Monate."

„Dann solltest du doch schon wissen, daß es hier unmöglich ist, jemand zu erschießen."

Ja, das wußte ich ohnehin.

„Was wirst du denn machen?" erkundigte ich mich.

„Ich geh zum nächsten Kommissariat."

„Hol dich der Teufel", sagte ich.

„Hat er ja schon getan", witzelte sie.

Wenn sie wenigstens ehrlich empört wäre. Aber sie ist kalt. Ein Ekel.

„Adieu", sagte ich.

2

Ich öffnete ihr selbst die Tür.

„Was waren Sie zu Ihren Lebzeiten?" fragte mich der Untersuchungsrichter.

Die bekannten dummen Formalitäten, denke ich und antworte:

„Erster Liebhaber."

„Ja" — grinst der Mann — „sie führen sich auch danach auf."

Wieder Witze.

„Ich war Schauspieler", sage ich mit unterstrichenem Ernst.

Nun wird er auch weniger gemütlich.

„Dann begreife ich Sie nicht!" — entrüstet er sich — „wie kann ein Mensch aus besseren Intelligenzkreisen eine solche Handlung begehen!"

Das macht er gut.

„Wir alle, hier, sind ja keine Heiligen."

Er ärgert sich.

„Es handelt sich nicht um heilig oder nicht heilig. Das, was Sie getan haben, war einfach blöd. Das Mädel ist eine Prostituierte... Sie hätten sie um eine Kleinigkeit haben können ... nein, Sie überfallen sie, tun ihr Gewalt an..."

„Ich hatte eben die Kleinigkeit nicht bei mir."

„Ja, mußte es denn g l e i c h sein?"

„Ich habe überhaupt kein Geld."

Er schaut mich verwundert an.

„Warum nicht?"

„Fragen Sie den Herrn Quartiermeister. Er diktiert ja die ewigen Strafen. Ich habe sie mir nicht ausgesucht."

„Ah so. Sie sind zur ewigen Geldlosigkeit verdammt?"

Ich nicke mit dem Kopf.

„Das entschuldigt Sie nicht im geringsten", sagt der Mann nach einer Weile, „man muß eben nicht nur die Strafe selbst, sondern auch alle Konsequenzen der Strafe erdulden. Wir sind nicht zu unserem Vergnügen hier. Verfügt man nicht über finanzielle Mittel, so beschränkt man sich auf kostenlose Liebe."

„Ach, schon gut", unterbreche ich ihn.

Paar Tage später bekomme ich sechs Monate Kerker.

3

Ich sitze; es vergeht eine Woche. Der Gefängnisdirektor läßt mich rufen.

„Singen Sie", sagt er zu mir.

„Ich kann nicht singen."

„Sie irren sich", versichert er und zeigt auf ein Sofa im Winkel, „von dem Fräulein weiß ich's, daß Sie Stimme haben."

Auf dem Sofa sitzt die Person, der ich sechs Monate Kerker verdanke.

Zugleich bemerke ich, daß der Gefängnisdirektor betrunken ist. Ergo riskiere ich einen kleinen Gesang. Es gefällt mir immer besser.

„Hör auf", sagt plötzlich die Person.

Ich sehe mich um; der Direktor schläft. Da brauchte ich mich nicht weiter anzustrengen.

„Was ist dir eingefallen?!" spreche ich zu ihr.

„Ich weiß es selbst nicht.... Ich habe dich sehen wollen..."

Ich trete auf sie zu. Sie ist nur im Hemd.

„Rühr mich nicht an", stottert sie und rollt sich wie eine Schnecke zusammen.

„Canaille!" sage ich.

„Ja, ich weiß."

„Du hast mich ins Gefängnis gebracht."

„Ja, ich weiß. Aber vor fünf Minuten war ich in dich verliebt..."

„Vor fünf Minuten?"

„Ja. Aber jetzt, wo ich dich sehe, nicht mehr. Du kannst wieder ins Gefängnis zurück."

„Ich danke ergebenst."

Ich lache wütend.

„Na wart... Jetzt lasse ich dich nicht los. Es geschehe, was es wolle..."

Aber sie begann wie verrückt zu schreien. Der Direktor wachte auf. Ich mußte hinunter.

Sie hieß Akazia.

4

Ich verzehrte mich vor Sehnsucht nach der gemeinen Kreatur. Ich tanzte wie eine Hyäne in der Zelle. Ich kratzte mich wund, ich zerbiß Gitterstäbe.

„Wenn Sie nichts essen", sagte mir der Wärter, „so werden Sie gefoltert".

Ich sagte freudig:

„Sie können mir kein größeres Fest bereiten, als wenn sie mich ein wenig foltern."

Das Fest unterblieb. Ich wurde mager wie ein Skelett. Bei Tag und Nacht küßte ich das Wort Akazia.

Sie schrieb mir auf einem Zettel:

„Du bist mein Gott. Ich schlafe nicht, ich esse nicht ... weil du mich quälst, mein lieber Gott. Und es schlägt mich meine alte Frau, weil ich mich weigere, auf den Strich zu gehen..."

Auch diesen Brief küßte ich. Und ich spürte die Unterwelt. Es ergriff mich die schlimme Angst, daß ich mit der Zeit ein wenig verrückt werden könnte.

Aber in der Nacht sagte ich zu mir.

„In vierzig Tagen bin ich aus dem Gefängnis heraus und dann habe ich sie. Was kann man mir dann weiter antun? Sie wird sich mir hingeben ... und dann gibt's keine Hölle mehr für uns zwei. Denn ich bin ihr lieber Gott — und ich schaffe die ewigen Strafen ab."

Und den nächsten Morgen kam ich doch in die Folterkammer (weil ich nichts essen wollte).

Ich sang ein Loblied auf Akazia, als man mir die Fingernägel mit einer Zange herausriß.

Und als die alte Teufels-Manikure mit der rechten Hand fertig war, da schrie ich:

„Hurrah! Hier ist noch die linke!"

5

Der Kerker ist vorüber, aber meine Qual ist ewig.

„Vor einer Sekunde habe ich dich geliebt", sagt mir Akazia, wenn sie mir begegnet.

Sie muß mir täglich begegnen. Ich steige ihr unausgesetzt nach, wenn sie mit hochgerafftem Kleid durch die Straßen rudert. Zwei verdammte Uhren sind wir, zwei ewige Pendel.

Und wer ihr winkt, mit dem geht sie heim. Nur mit mir nicht. Weil ich zur ewigen Insolvenz verurteilt bin.

„Du wirst sehen", drohe ich ihr, „ich nehme dich wieder mit Gewalt".

Sie antwortet:

„Dann gehe ich wieder zum Kommissariat."

Das ist unsere Unterhaltung.

Manchmal erzählt sie mir weinend, wie entsetzlich sie mich liebt in der Einsamkeit und in Gedanken.

„Leider habe ich", klagt sie, „eine unüberwindliche Scheu vor dem Erleben meiner Gedanken."

Ich brülle vor Hohn und Zorn.

„Ja, das sieht man", schreie ich so, daß sich alle Teufel umsehen, „darum betätigst du dich so eifrig in horizontalster Richtung."

„Das ist ja meine ewige Strafe", sagt sie.

Ich lache:

„Wofür denn? Du bist ja als vierzehnjähriger Backfisch gestorben!"

Sie seufzt:

„Ach ja, mit vierzehn. Aber du kannst dir nicht einmal vorstellen, was man sich in dem Alter an gedanklichen Sünden leistet."

Bildungsphilister

Von Hans Mayer

Spuk und Sparren

Das Schicksal einer Theorie vollendet sich in der Bewegung, die von ihrem Propheten zu ihrer Karikatur führt. In ein menschliches Gehirn schlägt ein Blitz, gestaltet die schwankenden Vorstellungen zu einem Weltbild, einer Hypothese und beschreibt im Entwicklungsgang der Menschheit eine Spirale, um grinsend und verzerrt wie aus einem gegenüberliegenden Spiegel auf ihr Urbild herabzuschauen. Der schöpferischen Lebensfülle Goethes, der gutgelaunt ein geistlich Lied parodiert „Ich hab' mein Sach' auf Nichts gestellt", antwortet Jahrzehnte später ein friedlicher, durch den Hegelianismus spitzfindiger Dialektik nicht abgeneigter Oberlehrer mit einem wohlkonstruierten, etwas knochendürren Gespenst, das mit rechtwinkliger Geste auf einen Berg zerschroteter Literatur weist: Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt".

Der stirnersche Individualismus ist die billigste rm, zu einem Gefühl seiner Persönlichkeit zu mmen. Schon Plato karikiert den sprachgewand- n Sophisten, dessen allzuflüssige Beredsamkeit h in Prunkbildern über die Religion des abso- en Ich entlädt. Die Tugendbegeisterung Shaftes- rys muß immer durch den naiven Egoismus andevilles in ein praktisches Gleichgewicht über- irt werden. Und die Entwicklung des Hege- nismus verlangte es geradezu, daß eines Tages mäßig paradoxer Kopf auf den Einfall kommen ißte, die unbeschränkte Selbstherrlichkeit des Ich d seine moralische Unabhängigkeit von der Ge- llschaft zu verkünden. Ein Mensch mußte doch mitiv und bescheiden genug sein, das Problem r Moral so zu vereinfachen, daß die ethischen ostulate gleichsam von der mehr oder weniger ten Verdauung abhängig gemacht wurden. Das ein ziemlich ordinärer Fall, der erst dadurch e gewisse Bedeutung erhält, daß ein Philo- ph sich zu diesem mäßigen Grad von Ironie fzuschwingen vermochte. Am wenigsten aber de ich die Konsequenz bewunderungswürdig, mit r ein mit der Schlagkraft einer fixen Idee wir- nder Einfall durchgeführt ist.

Aber sie besticht weniger hartnäckige Köpfe an irner. Er ersetzt die revolutionäre Tiefe durch äftige Konsequenz. Doch die zynische Geste des rtezerbrechenden Rebellen wird von einem ealismus geleitet, wie er gleich menschheitsbesorgt d schönselig nur in der Atmosphäre eines bür- rlichen deutschen Heims entsprießen kann. Der kette Zynismus der Haltung entwächst doch nur m Gefühl einer zeitlichen Gegensätzlichkeit und rsteckt ein sentimentales Bedürfnis: welch eine pfindsame, eminent deutsche Erscheinung ist ristian Dietrich Grabbe! Das rebellenhafte, nur inen Wünschen verpflichtete Ich Stirners ist von rnherein so geartet, daß es sich weit über die gwürdigen Ausdünstungen physiologischer Be- rfnisse heraushebt: der gewöhnliche Zirkel aller eser Moralisten, die dem Subjekt ihres Welt- ldes immer unterschieben, was als gültige Forde- ng ihrer Theorie nie entspringen könnte und deren öhlichstes Beispiel die unentwegte Sittenlehre der aterialisten ist. Nicht um des Gewinnes willen rfe das Individuum handeln, erklärt Stirner etwa, sonsten wäre er ja ein Sklave seines Geldsacks. wird das Ich allen Versklavungen durch ani- alische Wünsche entzogen — und wenn Stirner er seine Theorie hinwegsehen könnte, würde er f überrascht werden von der Form, die das bellenhafte Ich seiner Träume innerhalb seiner örterungen angenommen hat.

Er ersetzt die revolutionäre Tiefe durch kräf- ge Konsequenz. Das hypnotisierte die Adepten, e unter der Befruchtung seiner Begriffslyrik fühl- n, wie ihre Seele sich titanisch ausreckte, wie de Form menschlicher Verhältnisse in diesem ewaltigen System eine mehr als einfache Deu- ng erfuhr. Spuk und Sparren sind die „kollek- ivistischen“ ethischen Postulate. Alle Bindungen s Individuums, gleich welcher Herkunft, sind rdichtungen: „Das Recht ist ein Sparren, erteilt n einem Spuk“. An den begeisterten Schülern irners erfüllte sich, was Voltaire ironisch einst Rousseau schrieb: noch nie habe jemand soviel eist aufgewendet, uns zu Bestien zu machen; man ekomme förmlich Lust, auf allen Vieren zu laufen. Vobei mir der Zusatz wichtig erscheint, daß zwi- hen Jean Jaques Rousseau und Max Stirner eine ewisse Verhältnislosigkeit besteht.) Aber wer nnt die lyrisch umdünstete Waldmenschengeste r Verkünder des absoluten Egoismus nicht? nmerhin sind diese behaglich schwärmenden chreibtischrebellen noch deutlich unterschieden von n individualistischen Anarchisten, die mit an- ändiger Haltung sich auf ihre vier Beine stellen d demnächst in den Wald zurückkehren werden: o auf Basis förderativer Gruppen eine neue Kultur tstehen wird, die unter Verzicht aller entindivi- ualisierender Hilfsmittel wie etwa der konsequen- n Arbeitsteilung den allerdings etwas aussichts- osen Versuch unternimmt, die Geschichte der enschlichen Zivilisation um ein paar Jahrtausende urückzuschrauben. Aber das ist eine gültige, uchtbare und in ihrer lichten Gläubigkeit ideale topie: schöpferisch wie jede Idee, die sich gegen re Zeit zu realisieren versucht und nicht in ein risches Brummen verläuft, wie in den Literaten it der individuellen Geste. Bestrahlt man ihr rasserkopfartig angeschwollenes „Ich“ mit einer nur mäßig klaren Einsicht, schrumpft es rapid zusammen und verdunstet zu einem armseligen Prinzip, dessen Glanz jahrhundertlanger Marktgebrauch abgegriffen hat.

Interessanter könnte sein, wie sich das Leben Stirners unter der Einwirkung seines Evangeliums stilisiert hat. Es verlief formlos und blaß im Dunkeln, plötzlich gekrümmt durch eine eigenwillige Kurve, deren Seltsamkeit die banale Tatsache der Not bestimmt hat. Man wußte wenig über ihn, kaum ein paar Daten, und es konnte den Biographen wohl reizen „an Stelle dreier, nicht einmal irrtumfreier Zeilen eine Lebensgeschichte Stirners zu setzen“. Genau so begrenzt John Henry Mackay die Absicht seiner Stirnerbiographie. Zwar tritt dieses Werk mit dem epochalen Orgelton der Lebensarbeit auf: aber manches Einzelne mit einer so prätentionslosen, bei dichterisch nebenbeschäftigten Biographen so selten gefundenen Geste, daß das Ohr gegen diese Nebengeräusche bald immun geworden ist: und soweit seine Arbeit von der Widerstandsfähigkeit seines Sitzfleischs abhängig ist, habe ich ungemein viel dafür übrig, ja ich schaue mit Vergnügen zu, wie unter ungeheurem Hebeldruck aus Wirrsal und Dunkel eine bescheidene Notiz hervorgeholt wird. Gefahrvoll wird Mackay nur, wenn er sein lyrisches Organ entblößt. Dann brodeln Rauch und bunte Flammen in seiner angenehmen Beredsamkeit, tief aufschluchzend reckt sich der hemmungslos hingerissene Gläubige empor, der mit dem gesunden Menschenverstand eine Theorie betastet, deren Existenzwert genau durch den Grad ihrer logischen Subtilität ausgedrückt wird. Es ist phantastisch, wie aus dieser Höhe die großen Philosophen als mikroskopische Nebelgebilde erscheinen: unruhig und gespenstisch kreisen sie um die erzene Statue des Einzigen....

Aber ich kann mir nicht helfen — ich werde bei all diesen Versuchen Mackays, die Gemütlichkeit aus seinem jovialen Gesicht durch ekstatische Weihe wegzumassieren, den Eindruck stimmungsvoller Harmlosigkeit nicht los. Aber das ist immer so mit diesen Individualisten: man möchte ihnen mit treuem Lächeln die Rechte bieten, aber sie ziehen düster die Augenbrauen zusammen, zerknittern die Stirn, und finstere Entschlossenheit färbt ihre abweisende Gebärde ... sie wollen allein sein ... Sie haben ein Recht auf Einsamkeit, jeder hat ein Recht auf Einsamkeit, er hat überhaupt ein Recht auf Alles, und alles, was Er tut, ist Sein Recht: das lernt uns die Stirnerbibel begreifen. „Ich aber verstehe alle. Und nenne keinen schlecht: Ob er siege oder falle, Er ist in seinem Recht. Ob er falle oder siege, Es kann nicht anders sein. Ich steige, und ich erliege — Gewiß! — Doch ich bin mein“ ... Man wird diesen leidenschaftlich rotierenden Drehorgelrythmus sobald nicht aus dem Ohr verlieren. Kein Geringerer als Mackay hat diese Erkenntnis lyrisch gestaltet. Wenn auch nicht alle seine Verse so wahrhaft entmutigend sind, — diese haben den Vorzug der Deutlichkeit.

Der theoretische Niederschlag dieser friedfertigen Rebellenlyrik ist sozusagen patziger, erbitterter, entschlossener. Außerdem von jener schwammigen Gedunsenheit, die hinterweltliche Lyriker immer noch für Mystik halten. Aber gottseidank kann mich nichts zwingen, mich mit Mackays philosophischen Meinungen, insbesondere mit der Dogmatisung einer augenlosen, dumpf im Dumpfen kreisenden Weltversicherung zu befassen.

Abschlachtung

Ein Verleger, der mit „Erdgeruch“ begann, sich dann für „Bodenständigkeit“ entschloß, zur „geruhigen Kunst“ überging, um schließlich auf den Höhen eines börsenfähig gemachten Naturalismus zu triumphieren, ein solcher Verleger entdeckte eines Tages ein Buch, das ihn höchst peinlich berührte. Das Buch war wirklich gefährlich. Darin wurden eine Menge Dinge, die für den Verleger und sein Publikum Lebensfragen waren, mit einer starken Ueberlegenheit angeschaut. Das Publikum des Verlegers bildeten die mehr oder minder sympathischen Ehefrauen der modernen Börsenjobber, und die waren nun natürlich mächtig für Ellen Key und freie Liebe außerm Hause und Barfußtänzerinnen, kurz für alle aufregenden Probleme einer freisinnigen Weltanschauung. Das peinliche Buch kümmerte sich indessen nicht um dergleichen, sondern beschäftigte sich mit menschlichen Grundgefühlen, fand dabei, daß die ewig fortschrittliche Weltanschauung ein bischen sehr abgestanden sei, und daß gänzlich veraltete, unmoderne und längst totgeschlagene Angelegenheiten immer noch viel fröhlicher lebten als die ganze Fortschrittsliste der Aktienschieber. Zum Beispiel — entschuldigen Sie — Gott. Oder, hm, der Glaube, der schließlich noch unter Millionen Menschen da ist, darunter auch einigen, die von dem ganzen Kulturramsch keine Ahnung haben. Dieses Buch hatte zwar für besagten Verleger den Vorzug, aus dem Englischen übersetzt zu sein, war also geeignet, seinen Lesern die unverbindlichen Pikanterien eines Ausländers zu bieten. Aber es hatte schwere Fehler. Der erste: es war voller Geist, und so lebendig, daß es viel moderner wirkte als sämtliche geruhigen und Fife o'clock - Nackttänzer-Romane des Verlegers zusammengenommen. Aber der zweite und viel schwerere Fehler: es erschien in einem anderen Verlag! Das war in der Tat fürchterlich. Hätte es der Verleger wenigstens selbst herausgegeben, so wäre noch immerhin die äußerste Möglichkeit gewesen, dem Buch durch die aufgedrückte Firma des Verlags die Marke der Jobbermodernität anzuhängen; die Wirkung zu paralysieren. Aber so, wies erschienen war, konnte doch der Fall eintreten, daß ein, sagen wir, jüngerer Leser es in die Hand bekam und plötzlich über den Wert der Gesamtproduktion des Erdgeruch-Verlegers zweifelhaft wurde. Doch, um dies zu verhüten, gab es genügend Mittel: die eigene Zeitschrift des Verlegers. Diese Zeitschrift gründete sich allerdings auf eine sachgemäße Inzucht, indem sie die Verlagsewrke des Besitzers empfahl oder sie vor der Buchausgabe in vielen Fortsetzungen brachte. Hin und wieder, wenn die Sache zu sehr albinoartig aussah, frischte sie auch das erlahmte Interesse mit einer vom Verleger neuentdeckten literarischen Sensation auf: Zeitungsfeuilletons in Kunstdruck. Mit Hilfe dieses nützlichen Organs gedachte nun der Verleger das gefährliche fremde Buch zu vernichten. Er ließ sich unter seinen Mitarbeitern den naivsten heraussuchen, den freisinnigsten, fortschrittlichsten, mit einem Wort einen Realschullehrer. Dieser ungeheuer moderne Mann, dieser Verächter des ollen Jerümpels von zweckloser Vergangenheit, der knöpfte sich das englische Buch denn auch mächtig vor. Er vernichtete es. Noch mehr, er boykottierte es. Er sagte von ihm: erstens ist es unmodern, und zweitens ist alles schon dagewesen. Ja. Das hatte das Buch nun davon, daß es in einem andern Verlag erschien. Es wurde den Lesern verekelt, es wurde ihnen als ein elender Fetzen vorgeführt (und der auch noch gestohlen!), also es war, Gottseidank ungefährlich gemacht. Die freisinnige Literatur kann weiter bestehen, die Jobberdichtung ist gerettet. Und der Verleger entschloß sich, auf seiner Villa die goldene Inschrift „Ist es mein Geist, der alles wirkt und schafft?“ durch die Worte ersetzen zu lassen: La bourse ou la vie.

Zum Tatbestand: Es handelt sich um den Verlag S. Fischer und um ein Buch von G. K. Chesterton. Chesterton ist der erste Europäer, der die realen Gefühlsangelegenheiten der heutigen Welt auf ihren Zusammenhang mit den einfachsten und stärksten Urgefühlen jedes Menschen prüft. Er entdeckt jeden Schwindel, aber er ordnet ihn sofort aufs nachsichtigste als selbstverständliche Funktion ein. Er war, nebenbei, imstande — ein Europäer! — Tolstoi auf eine bezwingende Weise zu erklären. Er übersieht den ganzen Bernard Shaw, der immer nur eine plumpe Nutzanwendung Chestertons gibt. Er durchschaut ihn natürlich, legt aber gar keinen Wert auf das Durchschauen, gar keinen auf diese preiswerte Psychologie. Er entwirrt eine riesige Zahl von Beispielen menschlicher Bedürfnisse, stellt jeder Ironie über eine Schwäche die Notwendigkeit des Schwächlings gegenüber. Er begeht die ungeheure Gerechtigkeit, den Wert mit der Tatsache zu vergleichen. — Chestertons schönes Buch „Orthodoxie“ war im Verlag Hans von Weber in München erschienen. Nun zeigte Weber das Erscheinen eines Romanes von Chesterton an. Das konnte S. Fischers Verlag nicht auf sich sitzen lassen. Man mochte am Ende gar den Eindruck gewinnen, daß mit diesem G. K. C., der den ganzen modernen Liberalismus etwas skeptisch als bescheidenes

Winkelchen der Welt behandelt, ein Verlag noch moderner sei als S. Fischer. Womöglich noch auf Kosten der ganzen gelbbroschierten Fischer-Literatur! Wohin soll denn das dicke Buch von Bab über Bernard Shaw noch verschickt werden, wenn Chesterton in Deutschland gelesen wird? Wo soll das Geschäft mit der Ibsenausgabe hinkommen? wenn man einen Mann liest, der (gemeinsam mit einer jungen, absolut nicht dandyhaften Generation) den Ibsen nicht mehr wichtig nehmen kann. Ganz zu schweigen von den Dichtern der neuromantischen Börsenwitze. Nun also, S. Fischer Verlag ließ den Chesterton, der so gefährlich fürs Geschäft war, einfach in seiner „Neuen Rundschau", dieser „Sozusagen" — „Gewissermaßen" — „Gleichsam"-Zeitschrift abschlachten. Der Berliner Oberlehrer Samuel Saengner übernahm die Ritualien. Chesterton ist zwar ein Schriftsteller, der die ernsthaften Kreise des Katholizismus aufs tiefste erregt hat, dennoch öffnet der biedere Berliner Sprachlehrer ganz gemütlich seine staubigen Freisinnskisten und holt ein paar Volksversammlungs-Bonbons heraus.

Das ganze Verfahren wäre natürlich lächerlich, wenn es sich um ein Buch handelte, das bereits erschienen ist. Die Sache nimmt aber sehr bedenkliche Formen an, da die edle „Neue Rundschau" auch vor den Büchern Chestertons warnt, die dem deutschen Leser noch gar nicht vorliegen. Uebel wurde das Niveau einer solchen Kritik doch erst dann, als sie der Vorankündigung eines neuen Buches von Chesterton folgte.

Der Fall liegt sehr ernst. Chesterton ist der erste Schriftsteller der heutigen Zeit, der auch jene ungeheuer große Masse der gläubigen Katholiken, an denen die moderne Literatur bisher spurlos abglitt, in den Kreis seiner Intellektualität zog. Die Diskussionen über Chesterton nahmen ihren Ausgang von Erregungen, die aus ganz tief erwählten Empfindungen von Gläubigen kamen — ganz anderer Art als die lächerlichen, berufsmäßig flachen Schwätzereien eines sogenannten Modernismus. Ein Mensch, der bei Gläubigen und Ungläubigen gleich stark an Grundinstinkte rührt, allein durch den Intellekt, wo gibts den sonst? Und da wagt es eine Zeitschrift, die zu durchsichtigem Zweck seitenlang über den Börsenwitz öden läßt, einem dünkelhaften Schuldiktator Chesterton zur Abschlachtung zu übergeben.
Corvinus

Die Miezerl Eschenbach im Himmel

Zum achtzigsten Geburtstag der Ebner Eschenbach wurde im Himmel eine Jause gegeben. Fritz Mauthner schreibt darüber im „Zeitgeist" so glaubhaft witzlos nüchtern, daß man den poesiereichen Reporterbericht über einen tatsächlichen Vorfall, etwa den Eintritt des Herbstes, für erlogen halten könnte. Wenn die B. Z. a. M. einen Preis von 100 000 Mark für ein Wettfliegen stiften kann, wird doch das Berliner Tageblatt in der Lage sein, einen Berichterstatter nach dem Himmel zu entsenden. Da aber der schlaue Feuilletonist die unmögliche Reise mit der Jules Verneschen Railway machte, stellte sich für das Tageblatt die literarische Sensation in Wirklichkeit sehr billig, das kulturfördernde Reklamepreisausschreiben der B. Z. a. M. hingegen wird mancher Aviatiker teuer bezahlen müssen.

Lebt auch nicht jeder Sterbliche in Wien wie im Himmel, so setzt er doch wenigstens sein Totsein im Himmel wie in Wien fort. Der Petrus oder Peterl, so heißt er nach Mauthner, ist nur eine grobe und ungebildete Wiener Hausmeistergestalt, die Engerln waren einmal Wiener Früchteln und der liebe Herrgott selber ist ein halber Wiener. Der Peterl führt die greise Dichterin herein, aber weil es ihm nicht einleuchten will, daß ein noch lebendes Wesen als Gast im Himmel erscheinen kann, gibt er seine „Dumm'... Dimm ... Dumm"-Demission also.

Mozart, Schubert, Grillparzer, Raimund und andere Größen machten der Gefeierten die Aufwartung, Beethoven hatte sich entschuldigen lassen. „Die Engelsbuben servierten einen himmlischen Kaffee mit himmlischen Oberst; man trank und aß vielerlei dazu; auch Apfelstrudel". Mauthner sagt Oberst statt Obers, vielleicht weil der verstorbene Gatte der Dichterin, der sich übrigens — merkwürdig genug — zur Jause nicht eingefunden hatte, General war. Zu seiner Vertretung lag wohl der „Oberst" auf dem Kaffee.

Die Eschenbach sollte „von der neuen Zeit, dem neuen Reich, von der neuen Kunst" erzählen. „Aber in ihrer Befangenheit fiel ihr nur ein, was sie schon einmal gesagt hatte: daß die Poesie zum Kunsthandwerk geworden sei, daß bei den Hottentotten nicht einmal Napoleon berühmt sei, daß jetzt überall der Ruhm der kleinen Leute Erfolg heiße." Als nun aber Goethe aus den Wolkenkulissen heraustrat, dachte die tiefsinnige Hocharistokratin, „der schöne, alte Herr" wäre Gott selber. Er legte ihr die Hand auf die Schulter, blitzte sie aus dunklen Augen an und sagte nur das eine Wort: „Bedeutend!" Das sagte er.

„Sphärengesang von harmonischem Donnergeläute begleitet." Gottvater trat an die Gefeierte heran, die, auf ein Knie niedergesunken, ein „Vater unser" flüsterte. Doch der liebe Gott hob sie zu sich empor und sagte: „Tschaperl! Miezerl!" Daraufhin sprach die Ebner fast slawisch einschmeichelnd: „Ich küß dir die Hand, lieber Gott; es war alles gut und reichlich. Aber eine Jause und einen Apfelstrudel habe ich auch in Wien gehabt. Wenn ich darf, so möcht ich halt bitten, Antwort auf drei Fragen."

„Der liebe Gott kraute sich in dem schönen hellbraunen Haar." Die Ebner will von ihm wissen, wozu er die Welt erschuf, wie er sie erschuf, und ob er wirklich Gott ist. Und Gott gibt auf die Fragen Antworten, wie sie ihm Mauthner nicht dümmer in den Mund legen konnte. Er erschuf die Welt zum „Zuschauen", für sich, für sie und ihresgleichen.

„Und wie hast du die Welt geschaffen?"

„Was weiß ich denn. Ich bin doch kein Professor. Eher so ein Künstler, so ein Dichter wie du. Sie ist entstanden von mir, aus mir, was weiß ich?" — Was weiß ich?!

So dichtet der philosophische Feuilletonist dem ewigen Gott blödeste Einfalt und den irdischesten Geschmack an, er zerrt einen Himmel auf das höllischniedrige Niveau seiner Phantasie herab. Um originell zu sein!

Ich hoffe, daß der junge Gott mit „dem schönen, hellbraunen Haar" seinen Geschmack noch verfeinern wird. Mauthner halte ich zu alt dazu.
J. A.

Deutsches Theater über alles!

Verschiedene Kritiker können sich nicht fassen: Max Reinhardt ist wieder in Berlin. Sie behaupten, daß man nicht umhin könne, ihn zu lieben. Aber es geht doch. Allmählich wird die Langweile, die Berliner Theater erzielen, bedrückend. Schon die Tatsache, höchst unsympathischen Zeitgenossen und Librettisten bei jeder Première begegnen zu müssen, könnte mich veranlassen, das Theater zu meiden. Also: Max Reinhardt, den wir alle lieben, ließ in den Kammerspielen zwei recht mäßige Lustspiele, das eine von Molière, das andere von Shakespeare, aufführen. Die Direktion hatte weder Mühe noch Kosten gescheut, aber lustig wurde es nicht. Einige Clownspäße wirkten besonders auf die üblichen Herren der Presse, nämlich auf die „erste Garnitur". Die geht bekanntlich nur in die allervornehmsten Theater, niemals in den Zirkus, und selten in das Variété. Es ist also leicht zu begreifen, warum die erste Garnitur Dinge köstlich findet, die man wo anders besser sieht und macht. Herr Max Reinhardt ist kein Künstler. Wer so wenig Gefühl für Musik besitzt, daß er solche Dinge spielen läßt, wie sie in den Kammerspielen geboten wurden, ist ohne Kunstsinn. Wer nichts von Lyrik versteht, begreift auch die ganze Literatur nicht. Denn alle Kunst quillt aus dem Lyrischen. Und Musik ist gesteigerte Lyrik. Nun kann ich mir sehr gut das Theater ohne jeden Kunstehrgeiz vorstellen. Dann soll man aber um Gottes Willen nicht mit Stil, Nuancen und Stimmung arbeiten wollen, die auf dem Gebiet der Kunst liegen. Nichts wirkt gräßlicher als die Suche und Sucht nach dem Stil. Stil ist Ausdruck einer Persönlichkeit. Und Herr Max Reinhardt, den wir alle lieben, ist keine Persönlichkeit. Das muß man ihm recht klar machen. Und die „erste Garnitur" mit einigen Federn schmücken, die vergessen wurden, und den ganzen Theaterhut so auf eine Stange stecken, daß die Passanten ihre ehrfürchtige Verbeugung vergessen und der Theatervogt nicht so schnell aber geräuschvoller verschwindet, wie der König von Portugal.
Trust

Verantwortlich für die Schriftleitung:
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE

Wochen-Spielplan der Berliner Theater

Oktober	Dienstag 11.	Mittwoch 12.	Donnerstag 13.	Freitag 14.	Sonnabend 15.	Sonntag 16.	Montag 17.
Deutsches Theater Schumannstrasse 13 a	Judith	Sumurûn	Don Carlos	Sumurûn	Die Räuber	Sumurûn	Faust
Kammerspiele Schumannstrasse 14	Komödie der Irrungen / Heirat wider Willen	Gawân	Komödie der Irrungen / Heirat wider Willen	Der Arzt am Scheidewege	Komödie der Irrungen / Heirat wider Willen	Gawân	Komödie der Irrungen / Heirat wider Willen
Lessingtheater Friedrich Karlufer 1	Wenn der junge Wein blüht	Wenn der junge Wein blüht	Wenn der junge Wein blüht	Tantris der Narr	Wenn der junge Wein blüht	Wenn der junge Wein blüht	Wenn der junge Wein blüht
Komische Oper Friedrichstr. 104|104 a	Premiere **Die Bohème**	Hoffmanns Erzählungen	Die Bohème	Der Arzt wider Willen.	Die Bohème	Die Bohème	Zigeunerliebe
Neues königliches Operntheater Königsplatz 7	Die Walküre	Bohème	Margarete	Bajazzi Versiegelt	Lohengrin	Manon	Salome
Neues Schauspielhaus Nollendorfstrasse 11|12	**Gastspiel Triesch Premiere: Jungfrau von Orleans**	Ueber unsre Kraft I	Gastspiel Triesch Jungfrau von Orleans	Der Tartüff Der Herr von Pourceaugnac	Gastspiel Triesch Jungfrau von Orleans	Gastspiel Triesch Jungfrau von Orleans	Der Tartüff Der Herr von Pourceaugnac
Kleines Theater Unter den Linden 44	Die Zensur Der Liebestrank	Die Zensur Dei Liebestrank	Die verflixten Frauenzimmer Erster Klasse	Die verflixten Frauenzimmer Erster Klasse	Die Zensur Der Liebestrank	Die verflixten Frauenzimmer Erster Klasse	Die Zensur Der Liebestrank
Königliches Schauspielhaus Gendarmenmarkt	Figaros Hochzeit	Bürgerlich und romantisch	Die Rabensteinerin	Der Schlagbaum	**Premiere Der Herr Hofrat**	Der Herr Hofrat	Zopf und Schwert

Theater mit gleichbleibendem Spielplan:	
Berliner Theater Charlottenstr. 93	Gastspiel Hansi Niese: ab Sonnabend: **Die törichte Jungfrau**
Modernes Theater Königgrätzerstr. 57|58	Der Moloch
Neues Theater Schiffbauerdamm 4a|5	Absch.v.Reg./D. gew.Etwas Freitag **Premiere; Der Stier von Olivera.**
Residenztheater Blumenstr. 9a	Noblesse oblige
Trianontheater Pr. Friedr. Karlstr. 7	Pariser Witwen
Neues Operettentheater Schiffbauerdamm 25	Der Graf von Luxemburg
Theater des Westens Kantstrasse 12	Die schönste Frau
Metropoltheater Behrenstrasse 55|56	Hurrah — Wir leben noch!

Neue Sezession

Graphische Ausstellung 1910

1. Oktober bis 1. Dezember

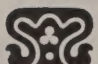
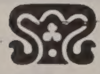
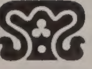
in der

Galerie Maximilian Macht



Berlin W., Ranke-Strasse 1

an der Kaiser Wilhelm Gedächtnis-Kirche

Fritz Gurlitt / Hofkunsthandlung

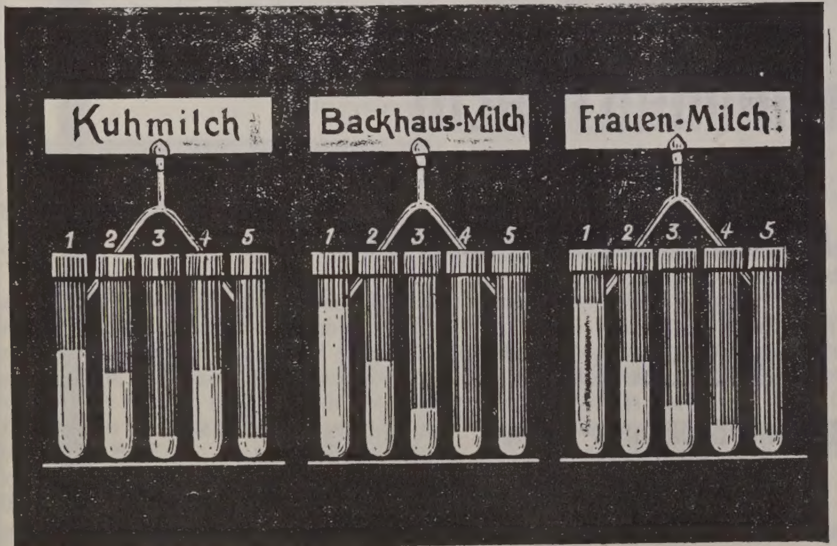
Potsdamerstrasse 113 Villa II **Berlin W** Potsdamerstrasse 113 Villa II

Herbstausstellung von Werken der Maler:

Toni Stadler ✲ O. Brioschi ✲ E. Stort ✲ E. Oppler
Uhde ✲ Zügel ✲ Trübner ✲ Leibl ✲ Feuerbach etc.

Wochentags von 10—5 / Sonntags von 12—2 geöffnet

Die Kindermilch nach Prof. Dr. Backhaus kommt der Muttermilch am nächsten.



Trockensubstanzen von je 1 Liter Kuhmilch, Backhaus-Milch und Frauenmilch.
1. Milchzucker — 2. Fett — 3. Eiweiss — 4. Kasein — 5. Salze

1. **Eine hervorragende Neuerscheinung auf dem Gebiete der Mädchenbildung ist das Buch**

„Brauchen wir noch Töchterpensionate?"

von Prof. D. Dr. Friedrich Zimmer. Preis **Mk. 2—**
Wichtig für Eltern **heranwachsender** Töchter, **Pädagogen, Pensionats-Vorsteherinnen.**

2. **„Die Knabenpensionate, deren Einrichtung, ihr inneres und äusseres Leben."** Von L. Daniel. Ein Ratgeber für Eltern und Pensionatsinhaber. **Mk. 1,80.**
3. **„Das Töchterpensionat"** ist die **einzige** Zeitschrift, die die Interressen der Vorsteherinnen vertritt. 7. Jahrgang. Reichhaltiger Inhalt. Aus der Praxis für die Praxis. Pro Halbjahr **Mk. 2,50.**

Durch sämtliche Buchhdlg. oder direkt vom Verlag Dr. Paul Abel, Leipzig 10

Herwarth Walden
: DAFNISLIEDER :

Für Gesang und Klavier / 52 Seiten

DREI MARK

Durch alle Buch- und Musikalienhandlungen oder direkt durch den Verlag DER STURM, Halensee • • • Katharinenstrasse 5 • • •

MURATTI *Cigarettes Manchester*

Dr. Rudolf Bluemner

Schauspieler und Regisseur am Deutschen Theater
Lehrer a. d. Schauspielschule d. Deutschen Theaters
erteilt Unterricht in

Sprachtechnik und Rollenstudium

BERLIN W 35
Lützowstr. 98, II

Telefon: Amt VI, 1769
Sprechstunde: 5—6 Uhr



Akademische Rundschau

12. Jahrgang. Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Georg Lüttk
Die „Akademische Rundschau" erscheint am 10 ten und 25 te
eines jeden Monats. **Probe-Nummer gratis**

Höherzüchtung des Menschen auf biologischer Grundla
Von Dr. Franze (Mk. 1,80). Was ist bis jetzt für eine vernünfti Ehereform geschehen? Nichts! Und doch ist die Sache für d gesamte Mehrheit ungeheuer wichtig! Was lässt sich in dies Beziehung tun? Darüber soll uns die Schrift aufklären. Die Schr ist deshalb ebenso wichtig für die Eltern wie für die heiratsfähig Jünglinge und Jungfrauen. Man lese!

Belastung respektive Ererbung **und Entartung.** Von Dr. J. Sadg (1,50 Mk.). Die zwei Worte „Belastung und Entartung" bergen ungeheuer viel in sich, dass jedermann sich darüber unterricht sollte. So viele Krankheiten haben ihren Ursprung in der Belastu respektive Ererbung, und nur dann bekommt man ein klares B von der Krankheit und ihrer Behandlung, wenn man sich über A Weise der Belastung oder Ererbung klar geworden ist.

Hofverlagsbuchhandlung Edmund Demme Leipzig

Finkenmühle **Sanatorium und Erholungsheim** . . . . .
Post Mellenbach bei Schwarzburg im Thüringer W

Besitzt alle neuzeitlichen Einrichtungen, **Zentralheizung und elektrisches Licht,** komfortable Gesellschaftsräume. **Individuelle ärztliche Behandlung.** Die Küche steht unter Aufsicht des Arztes. Bei **Nervenschwäche, Magen- und Darmleiden,** Gicht und **Rheumatismus, Frauenleiden u. a. m.** bestgeeigneter Aufenthalt . . . .
Besitzer und Leiter: **Dr of. med. W. Hotz**

Allseit Reformbestrebung insbes. der Pflege persönlic Kultur und gesunder Lebe anschauungen, dient uns Monatsschrift **„Gesund Leben"**, von der wir Pro nummern auf Wunsch gr versend. Abonn. M. 3,60 p. J

:: Kurhaus und Erholungsheim ::

Schloss Neuenhagen

in Berlin-Neuenhagen (32 Min. Fahrzeit vom Alexanderplatz

Hauptgebäude mit Zentralheizung und elektrischem Licht, grosse helle Zimmer, mitten im Garten gelegen. **20 200 Quadratmeter grosser, herrlicher Park,** grosser Obstreichtum, Lauben, grosser Teich usw. Das ganze Jahr geöffnet. Den Besuchern Berlins als herrlicher Aufenthaltsort empfohlen. Fern von dem Lärm und dem Staub der Stadt. Bequemste Verbindung mit Berlin durch stündlichen Bahnortsverkehr. — Lassen Sie sich die Broschüre :: „Leben" kommen vom Besitzer und Leiter **Emil Peters** ::

Potsdamer-Strasse 111 **Café Continental** Potsdamer-Strasse 111

Jeden Abend von 9—4 Uhr Nachts:
Grosses Künstler-Konzert

Alle bedeutenden Zeitungen und Zeitschriften

Berufen Sie sich
bitte bei Einkäufen auf die Anzeigen dieser Zeitschrift